
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 212. Bromberg, den 16. September 1932.

Verrat an Woltmann.

Von G. Panstingl.

(23. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Da kam eines Tages Jan zu ihm und bat:

„Herr Wernoff, ich möchte gerne zwei Tage Urlaub haben, um nach Twente zu fahren."

Jan stammte von Twente her.

„Was ist denn los, Jan" fragte Wernoff betroffen.

„Übermorgen ist der Todestag meines Vaters. Ich möchte das Grab besuchen."

Wie eine eisige Klammer legte es sich um Wernoffs Herz. Aber er beherrschte sich und sagte freundlich:

„Natürlich, Jan!"

Dann fügte er bei:

„Sie können sich den Wagen nehmen. Ich habe doch das Pferd hier."

Als Jan die Tür hinter sich schloß, barg Wernoff sein Gesicht zwischen den Händen.

Um Gottes willen, Jan dachte an das Grab seines Vaters, und er, er hatte nicht daran gedacht!

Es war ja wahr! Hätte er den Hadersdorfer Friedhof besucht, als er in Wien war, so hätte dies auffallen, ihn verraten können. Aber das war es nicht! Unerbittlich fand sein Verstand die Lüge. Er hatte nicht daran gedacht!! Er war so verblendet gewesen, so völlig von einem Gedanken befangen, daß er nicht einmal daran gedacht hatte, die Gräber seiner Lieben aufzusuchen.

Und der Gedanke fraß weiter. Was wußte er denn eigentlich vom Tode seines Vaters? Nichts. Gar nichts. Woran war er gestorben? Hatte er gelitten? Wer war bei ihm gewesen, als es geschah? Hatte er ihm eine Botschaft hinterlassen? — Ja, das war es! — Wenn sein Vater nicht plötzlich und heimtückisch vom Tod überrascht worden war, dann hätte er ihm sicher eine Botschaft hinterlassen. Und er hatte nicht einmal daran gedacht, danach zu forschen!

Zum ersten Male zweifelte er an sich selbst. Zum ersten Male konnte er sich keine Antwort auf die Frage geben, ob er sein Leben auch richtig gelebt hatte.

Nur der Vergeltung! Nur der Rache war es geweiht gewesen! Für nichts anderes war Raum in seinem Herzen und in seinem Kopf gewesen.

War es richtig gewesen?

Und er verschloß sich vor dem leise aufsteigenden Zweifel mit einem starren „Ja!"

Schuld heischt Sühne!

Weiter wollte er nicht denken. Denn er fürchtete, daß dann der nächste Schluß hätte lauten müssen:

„Auch Rache ist Schuld!"

Aber einmal geweckt, ließ ihn der Gedanke nicht los. Wieder und wieder mußte er an die Heimat denken. Die Heimat, die er sich verscherzt hatte, und in die er nur als Fremder zurückkehren konnte. Die noch so vieles für ihn barg, nach dem er sich nun sehnte.

Bis jetzt war er allein durch das Leben gegangen und hatte es nicht gefühlt. Jetzt begann er es zu fühlen.

Er dachte zurück an Kuppelwalder und an Wögerer. Selbst Wögerer, der ungebildete Wögerer, wäre ihm nun willkommen gewesen; denn er war doch gut und treu.

Und die Sehnsucht begann sein Herz zu füllen, und er spielte mit dem Gedanken, dieses Leben der Lüge wegzuwerfen und heimzukehren. Offen — als Wilhelm Woltmann.

Er dachte an die Behörden in Holland und in Österreich. Pah! Das ließ sich alles ordnen — mit Opfern vielleicht, aber es ließ sich ordnen! In Holland war es ja sogar gesetzlich gestattet, bei kleineren Vergehen die Strafe im Vergleichsweg mit dem Staat abzukaufen. Was hatte er denn schließlich getan? Sich Wernoff genannt statt Woltmann. Und in Österreich? Da gab es eine solche Bestimmung nicht — aber eine Begnadigung! Das ließ sich alles machen. Sogar in völliger Stille. Nicht einmal ein Zeitungsskandal mußte entstehen.

Wer kannte ihn denn in Österreich? Manche hatten ihn gesehen, aber wie viele kannten den Namen Wernoff? In der Woltmannbank nur Holzhauser und der alte Baumgartner. Holzhauser würde sein Geheimnis sicher wahren, und Baumgartner konnte in den wohlverdienten Ruhestand versetzt werden. Ein Häuschen auf dem Land, dann war er glücklich und wußte nicht, was in der Lingerstraße vor sich ging. Und sonst kannten ihn vielleicht fünf oder sechs Personen als Wernoff. Der Hotelportier, der Diener der Hasenauerbank und solche Leute. Es war mehr als wahrscheinlich, daß sie ihn wieder vergessen hatten. Jedenfalls hatten sie ihre eigenen Sorgen.

Mit dem Leiter der Rotschildgruppe mußte freilich ein ernstes Wort gesprochen werden. Dem mußten vielleicht sogar einige Aufklärungen gegeben werden. Aber der Mann konnte schweigen, und — er würde es auch. Sein halbes Leben bestand ja aus Schweigen.

Immer mehr schwankte Wernoff. Er konnte sich zu keiner Entscheidung aufraffen. Aber das Leben, das er nun führte, konnte er nicht weiterleben. Irgend etwas mußte geschehen.

Doch längst schon hatte sich das Schicksal vorbereitet, um ihm die Entscheidung aus der Hand zu nehmen.

XXV.

Martha Steiger erlebt Ungewöhnliches.

Martha Steiger lebte nun wieder in Wien. Sie bewohnte ein kleines Zimmer in der Mariannengasse, das ihr durch Salzberg verschaft worden war. Aber der Schuft hatte sie bald darauf verlassen. War verschwunden, als ob ihn der Erdboden verschluckt habe.

Von dem Geld, das er ihr gegeben hatte, war nur mehr blutwenig übriggeblieben, denn es saß bei ihr sehr lose.

Dieser Salzberg war doch zu gemein gewesen! So zu verduften! Sie ärgerte sich stets, wenn sie an ihn dachte.

Aber halt! Da ließ sich vielleicht etwas machen.

Martha ging auf das Meldeamt der Polizeidirektion bei der Augartenbrücke.

Dort bekam sie die Adresse von drei Leuten namens Salzberg, die alle im gleichen Alter waren.

Einer war Handlungsreisender, einer Privatbeamter und ein dritter Direktor der Verkaufszentrale einer böhmischen Glasfabrik. Die ersten wohnten in der Leopoldstadt, der dritte am Ring. Der konnte es nicht sein. Ihr Salzberg war ein ganz kleiner, am Ring wohnten nur große Salzberge.

Sie fuhr in die Leopoldstadt. Der Handlungsreisende war nicht zu Hause. In der Wohnung des Privatbeamten erfuhr sie, daß dieser beim Detektivbureau „Securitas" angestellt war.

Martha roch Lunte, fuhr hinüber und legte sich vor der Haustür des Instituts „Securitas" auf die Lauer.

Sie war überzeugt, daß dies „ihr" Salzberg sei. Jetzt war ihr auch die Geschichte mit dem Brief klar. Salzberg hatte es auf nichts anderes abgesehen gehabt als auf den Brief, den sie einst an Willi Woltmann geschrieben hatte. Irgend jemand hatte an dem Brief Interesse gehabt. Wer — das war ihr ganz gleichgültig. Aber dieser jemand hatte Geld gehabt; denn Salzberg hatte in Geld geschwommen. Wie dumm sie gewesen war! Sie hatte ihm den Brief für dreihunderttausend Kronen verkauft, und er hatte vielleicht ein paar Millionen dafür bekommen. Sie war wütend.

Wie wütend wäre sie erst gewesen, wenn sie gewußt hätte, was Salzberg wirklich für den Brief empfangen hatte!

Martha fühlte, daß sie betrogen worden war. Ihr ging es aber auch immer so! Immer kamen ihre Gefühle dazwischen, wenn es sich um Männer handelte. Sie nahm sich wieder einmal vor, nächstens vorsichtiger zu sein. Aber Salzberg mußte nachzahlen! Mindestens doppelt soviel — wie er ihr schon gegeben hatte.

Dem wollte sie es zeigen, wenn sie ihn erwischte! Sie hatte nur mehr dreißigtausend Kronen. Gerade noch genug für einen Tag. Ihr Magen knurrte, aber sie kaufte sich nur ein Brot mit Wurst. So blieb ihr noch etwas für den nächsten Tag.

Es waren langweilige Wartestunden, aber endlich wurde ihre Geduld belohnt.

Gegen halb neun Uhr abends sah sie Salzberg rasch ins Haustor schlüpfen. Also war alles so gewesen, wie sie es gedacht hatte. Frischer Mut belebte sie. Beinahe hatte sie das Warten schon aufgegeben. Aber nun war sie entschlossen zu bleiben, und wenn es bis zum nächsten Morgen dauerte.

So lang währte es zwar nicht, aber immerhin hatte die Uhr der nahen Peterskirche bereits elf Uhr geschlagen, als er wieder wegging. Sie hatte es unglücklich getroffen. Salzberg war nämlich gerade an diesem Tage zu einer langen und verwickelten Besprechung mit seinem Chef und einem Klienten gekommen, der aus gewissen Gründen das Detektivbureau während der Tagesstunden nicht besuchen wollte. Nun kam er mit Salzberg herunter, und Martha mußte beide vorbeigehen lassen. Sie konnte Salzberg doch nicht vor dem anderen ansprechen.

Sie folgte ihnen unbemerkt, was um so leichter war, als beide in ein sehr erregtes Gespräch verwickelt waren. Erst am Franz-Josefs-Kai verabschiedete der andere sich von Salzberg, der eilends nach Hause ging.

Martha, die aus Vorsicht so weit wie möglich zurückgeblieben war, rannte ihm nun nach. In einer stillen Seitengasse der Praterstraße holte sie ihn ein und stellte ihn. Aufgeregt warf sie ihm vor, daß er sie betrogen habe. Dreihunderttausend schäbige Kronen für einen Brief, der eine Million wert sei! Sie nahm kein Blatt vor den Mund, und Marthas Mund konnte Erstaunliches leisten.

Aber sie hatte sich in Salzberg verrechnet. Salzberg war müde und mißgelaunt, und als sie ihm zum achten Mal das Wort „Dreckiger Schuft" zugeworfen hatte, geschah etwas Überraschendes, etwas, was Martha bestimmt nicht erwartet hatte.

Salzberg schaute sich um, und als er sah, daß die Straße menschenleer war, hob er seine Rechte, und im nächsten Augenblick hatte Martha zwei Ohrfeigen sitzen, daß sie Sterne vor den Augen sah. Dann schmolz Salzberg im Dunkel weg. Er war eben nicht in Eton und Oxford erzogen worden.

Martha stand mit zwei brennenden Wangen und klingenden Ohren da und hielt sich an der Laterne fest, um nicht umzufallen. Sie wollte schreien. Aber da sah sie in der Ferne einen Wachmann auftauchen, und der Schrei erstickte in ihrer Kehle. Mit der Polizei hatte sie bereits zweimal unangenehme Erfahrungen gemacht.

Sie verbiß ihre kochende Wut und ging nach Hause. Auf dem Weg dachte sie über ihre Rache nach. Dem Kerl mußte sie einen Denkzettel geben. Wie wär's, wenn sie ihm Vitriol ins Gesicht schüttete? Das Mittel schien ihr gerade noch genug für diesen Elenden.

Am nächsten Vormittag besann sie sich aber eines Besseren und ging zu seinem Chef. Jedoch Salzberg hatte diesen schon angeklingelt und ihm die Geschichte erzählt. Der Chef empfing sie, wurde bei ihrem zweiten Satz grob, und als sie einen dritten beginnen wollte, warf er sie eigenhändig hinaus. Das Detektivbureau „Securitas" schien feste Richtlinien in der Behandlung solcher Besucher zu haben.

Wieder stand Martha auf der Straße und dachte an Vitriol. Als sie ihr Geld zählte sah sie, daß es höchstens nochmals zu einem Wurstbrot reichte. Also kaufte sie zuerst dieses und ging wieder nach Hause. Martha war wohlerzogen und aß kein Wurstbrot auf offener Straße.

Sie öffnete die Tür ihres Zimmers und blieb — voll Erstaunen stehen. Vom Sessel vor dem Tisch erhob sich eine Dame. Wenn es ein Herr gewesen wäre, hätte Martha es begriffen. Aber eine Dame! Noch dazu eine richtiggehende wirkliche Dame, der man die Damenhaftigkeit auf tausend Schritte ansah. Ganz in Schwarz gekleidet, also in Trauer. Was wollte die hier?

Martha trat zweifelnd näher.

„Verzeihen Sie mein Eindringen bei Ihnen. Ihre Hauswirtin gestattete mir, auf Ihrem Zimmer zu warten. Mein Name ist Herma Hasenauer."

Martha kramte einen Augenblick in ihrem Gedächtnis. Dann wußte sie den Zusammenhang.

Das konnte interessant werden. Was wollte die alte Liebe von Willi Woltmann bei ihr? — Der Brief!! Der Brief, den sie Salzberg verkauft hatte!? Natürlich! Martha brannte darauf zu hören, was Frau Hasenauer von ihr wollte; denn daß sie irgend etwas wollte, was wichtig war, bezweifelte Martha keinen Augenblick. Eine Dame wie Herma Hasenauer kam nicht zu ihr auf einen Plauderbesuch.

„Ich war schon einmal vor vielen Jahren bei Ihnen. Sie erinnern sich wohl?"

Martha erinnerte sich.

„Es ist ganz eigentümlich, daß mich derselbe Grund, weshalb ich damals kam, auch heute wieder herführt."

Frau Hasenauer machte ihre Handtasche auf.

„Genau derselbe von Ihnen an Herrn Woltmann gerichtete Brief ist zum zweiten Male in meine Hände gelangt. Hier ist er."

Und Martha sah den Brief und dachte an Salzberg und die zwei Ohrfeigen. Rasch entschlossen sagte sie:

„Der Brief ist mir vor einigen Monaten gestohlen worden, und ich weiß auch von wem."

„Das ist mir lieb; denn der Zweck meines Besuches ist es, von Ihnen zu erfahren, wie es kam, daß dieser Brief wieder auftauchte."

Martha dachte nach. Hier war vielleicht eine Möglichkeit zwei Fliegen mit einem Schlag zu treffen. Sich an Salzberg zu rächen und Geld zu verdienen.

Herma Hasenauer erriet einen Teil ihrer Gedanken.

„Ich will Ihre Zeit nicht umsonst in Anspruch nehmen, sondern habe die Absicht, Sie zu entschädigen, falls Ihre Wünsche im Bereich meiner heutigen Mittel liegen."

Martha hatte gar keinen Grund mehr, Frau Hasenauers Wunsch nicht zu erfüllen. Die alte Geschichte mit Willi Woltmann war längst vergessen.

„Wenn die Sache so steht, bin ich bereit, Ihnen alles zu sagen, was ich weiß."

Und Martha erzählte die Geschichte mit Salzberg — aber nicht ganz wahrheitsgetreu. Sie trug einige Farbtöne auf, die das Bild veränderten.

„Er hat mir versprochen, mich zu heiraten. Er ist mir sogar nach Budapest nachgefahren und hat mich zurückgeholt. In Wien hat er mich dann bestohlen. Aus meiner Lade hat er den Brief herausgeholt, wahrscheinlich während ich geschlafen habe. Er ist ein ganz gemeiner Mens-

Außer daß Salzberg ein ganz gemeiner Mensch sei, erfuhr Herma Hasenauer noch von Martha, daß er ein Spürhund des Bureaus „Securitas“ sei.

Mehr wußte Martha nicht. Herma Hasenauer zog fünf Hunderttausendkronenscheine aus ihrer Börse und legte sie auf den Tisch.

Mit gierigen Augen sah Martha, daß noch eine Reihe solcher Scheine in der Börse waren.

Herma Hasenauer hatte eine Stunde früher einen Ring, den einzigen, den sie außer dem Trauring von ihrem Gatten erhalten hatte, für vier Millionen Kronen verkauft. Auf diese Weise hatte sie sich das Geld zum Besuch Marthas verschafft.

Nun ging sie zur Tür, und Martha sah sie mit Betrübnis scheiden; denn sie fand keinen Weg, um mehr von Frau Hasenauer zu bekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Kameradschaft.

Skizze von Roderich Müller-Dresden.

Es roch schon den ganzen Tag über nach verbranntem Kautschuk. Sehr stark sogar, als sich Oberlehrer Pirk in sein Bett legte. Aber er achtete nicht darauf, er war ein Gelehrter. Gegen zwei Uhr nachts, als schon alles lichterloh brannte und Pirk im Qualm fast erstickte, ging ihm ein — leider verspätetes — Licht auf.

„Hilfe, Hilfe!“

Knapp bekleidet stürmte er die Treppe hinunter. Er wohnte in einem Anbau des Stiftes; in dem Hauptgebäude waren der Rektor und 60 Schüler untergebracht.

Feuerlärm! Er war wiederholt geübt. Bald stand alles im Schulhofe.

Da schrie jemand. Er schrie unmenschlich, er schrie den entsetzten Schrei eines Erwachenden, der vor sich so etwas wie seinen Henker sieht. Pirk schrie: „Der Kodex!“

Der Kodex war ein Missale des 15. Jahrhunderts aus der Stadtbibliothek, ein Palimpsest. Unter der alten Handschrift befand sich noch eine ältere, das Bruchstück eines bisher völlig unbekannten Berengar-Liedes aus dem 13. Jahrhundert. Pirk verstand sich darauf, so etwas zu entziffern, und darum lag der Kodex als ein ihm anvertrautes, kostbares Geheimnis auf seinem Schreibtisch. —

In dem abgesperrten Raum vor der Brandstätte stand, Befehle erteilend, nur der Rektor, bei ihm die Oberprima und Pirk . . . Feuerwehr war noch nicht da.

„Schüler, Freunde, Kameraden“, sagte Pirk, flehte Pirk, flehten seine vor Schreck und Qualm blutunterlaufenen Augen, „auf der linken Seite des Schreibtisches unter Papieren . . .“

Der Rektor fuhr ihn an: „Ich verbiete so etwas, ich bin für die jungen Leute verantwortlich, ich untersage jede Tollkühnheit!“

Die Schüler flüsterten. Es fiel der Name Goergen. Das war ein sehniger Bursche mit braven Augen, der flinkste Turner. Er hatte plötzlich einen Holzknüttel in der Hand. Irgendwoher. Goergen sprang los.

„Halt!“ schrie der Rektor und suchte ihn zu packen. Aber er faßte ins Leere. Pirk lief ein Stück mit. „Goergen, barmherziger Himmel, wenn Ihnen etwas zustieße. Nein, bleiben Sie . . .!“

Aber Goergen war schon am Spalier hinauf. Das Fenster krachte. Ein scheußlicher, grauer Rauch wälzte sich heraus: die schwelenden Bücher. Ein paar Atemzüge lang, dann war Goergen wieder da. Er hatte mit einem Griff alles errafft, was links am Schreibtisch lag, einen Stoß von Büchern und Papieren, warf ihn in den Überzieher des Rektors, den man wie ein Sprungtuch aufhielt, kletterte dann selbst hinunter.

Pirk wühlte: Der Kodex war gerettet. — —

„Ich habe die Papiere durchgesehen. Glücklicherweise hat Goergen auch die englischen und französischen Prüfungsarbeiten von Ihrem Schreibtisch in Sicherheit gebracht“, sagte am nächsten Morgen der Rektor zu Pirk.

Pirk starrte seinen Vorgesetzten an. Etwas Schreckliches dämmerte in ihm auf. „Dann hat er sein eigenes Todesurteil gerettet. Seine Arbeiten sind so schlecht, daß ihm darauf die Abgangsreife nicht erteilt werden kann. Ich bitte, ihm diese trotzdem zu bescheinigen.“

„Das ist doch ganz unmöglich, Herr Kollege“, sagte der Rektor hart. „Goergen hat gestern eine wackere, unerschrockene Sportleistung vollbracht. Zweifellos. Aber ich kann ihm nicht die wissenschaftliche Reife für das Leben mitgeben, nur weil er mit Kühnheit ein Spalier hinaufkletterte.“

„Ich bitte, Goergens Arbeiten für genügend zu erklären“, wiederholte Pirk mit verbissener Entschiedenheit und zuckenden Lippen.

„Kollege, nehmen Sie doch Vernunft an!“

„Um Vernunft handelt es sich hier nicht“, gab Pirk zurück. „Hier geht es um ganz anderes. Was ist aus den Scherben des großen Krieges gerettet? Das Wissen um heilige Kameradschaft in Gefahr und Tod. Nichts sonst. Goergen ist mir gestern mit Einsatz seines Lebens beigesprungen, und ich soll heute ein Schuft werden und feig sein und nicht Gleiches mit Gleichem vergelten?“

„Vergelten Sie, wo Sie wollen, aber nicht bei der Prüfung! Da gibt es nur Gerechtigkeit. Auch ist Mut die letzte aller Tugenden. Steht bekanntlich bei Macaulay.“

Pirk hatte, ohne sonderlich darauf zu achten, was er tat, an den Blättern der Prüfungsarbeiten herumgespielt, herumgestrichen, sie hoch gestellt, sie quer gestellt. Plötzlich gab er sich einen Ruck.

„Jawohl“, antwortete er, „ich begreife das. Mut ist etwas sehr Leichtes. Mut ist die letzte, aber Dankbarkeit ist mit oder ohne Macaulay die erste und die schwerste aller Tugenden.“ Bei diesen Worten zerriß er die Arbeiten von oben nach unten, von rechts nach links, sprang nach dem Ofen und warf die Papiere hinein.

„So“, sagte er, „ich weiß es jetzt besser, welcher Art die Niederschriften Goergens waren. Sie waren genügend, ich nehme das auf meinen Diensteid, sie waren völlig genügend.“

„Sind Sie verrückt?“ schrie der Rektor. „Wissen Sie, daß Sie sich um Lohn und Brot bringen, daß man ein Dienststrafverfahren gegen Sie einleiten wird und muß?“

„Ich werde auf meinen Diensteid erklären, daß Goergens Arbeiten durchaus genügend waren. Was Sie im übrigen mit mir machen, ist mir völlig gleichgültig.“

Der Rektor sah ihn scharf und lange an. „Ein Erzieher, der beim Examen die Gerechtigkeit so gewaltsam auszuschalten vermag, taugt nicht für seinen Beruf.“

Pirk zuckte die Achseln. „Eine Welt voll starrer Gerechtigkeit ist nicht immer eine wahrhaftige und ganz und gar nicht eine gute Welt“, erwiderte er.

Der Rektor lief schweigend im Zimmer auf und ab. „Pirk, was tun wir nun?“ fragte er, und dann befehlend: „Da die englischen und französischen Prüfungsarbeiten verbrannt sind, werden diese unter Oberlehrer Pirks Aufsicht sogleich heute wiederholt. Nach Lage der Sache wolle er dafür eine nicht zu schwere Form wählen.“ —

Diesmal bestand Goergen die Prüfung.

Der Dieb von Hooge.

Skizze von Hans Rempel-Chemnitz.

Zweimal im Jahr kommen die Mäher vom Festland nach Hallig Hooge hinüber. Gedungene Knechte, Mägde, Wagen und Pferde werden auf Booten über das Wattenmeer gefahren, um den Halligbauern bei der Heu- und bei der Grummeternte zu helfen. Es gibt da plötzlich viel Leben auf der flachen, windgepeitschten Insel, deren männliche Bewohner ausnahmslos zur See fahren. Nur die Alten sitzen zu Hause, besorgen die Weidewirtschaft und denken an den langen Abenden an bunte fremde Städte und Länder, die sie gesehen, an ihre Jugendgenossen, die auf dem Meeresgrunde schlafen oder zwischen Schanghai und Kapstadt irgendwo ihr Glück gemacht haben und nun wohl auch grau und alt geworden sind.

Der Peter Hansen hatte eine Tochter, ein gradnäsiges, entschlossenes Ding von zweiundzwanzig Jahren. Und unter den Knechten, die von Husum herüber gekommen waren, befand sich einer, den sie Potter nannten. Der Polter ging mit dem Heubaum um wie andere mit der Deichsel einer Sonntagskutsche. „W[illegible] stammst du denn her?“ fragte

ihn Berta, als er beim Heuwenden einmal allein in ihrer Nähe war. Da blickte er sie mit großen Augen an und vergaß das Antworten. Erst nach einigen Minuten sagte er stolz: „Aus der Tonderner Gegend, mein Vater hat einen Hof, aber ich bin mit meiner Stiefmutter nicht ausgekommen. Ich gehe erst wieder hinauf, wenn ich Herr zuhause bin . . .“

„Hm“, sagte Berta nur, doch hatte sie mehr verraten, als sie dachte. Der Potter verschlang sie seitdem mit den Augen und suchte eine Gelegenheit, ihr etwas ganz Wichtiges zu sagen. Aber eine Hallig hat keinen Wald und keine einsamen Spazierwege, und Berta war auf der Hut. So sonderbar sind junge Mädchen.

Seit die Schnitter auf Hooge waren, wurde gestohlen. Niemand konnte sich erinnern, daß jemals seit Menschengedenken auch nur eine Schweinsblase auf Hooge gestohlen worden wäre. Der alte Peter Hansen schimpfte und fluchte über das Volk vom Festland. Wenn das Heu nicht draußen gelegen hätte, wollte er sie schon alle miteinander zum Teufel gejagt haben.

Eines Nachts aber lauerte er dem Dieb auf, hinter der großen Ostluke, unter der sich der Schweinekoben befand. Um Mitternacht war er ein wenig eingeschlafen, als ihn plötzlich ein nahes starkes Männeratmen aufweckte. Wie Peter Hansen schlaftrunken die Augen aufriß, sah er, daß sich zwei kräftige Arme am Lukensims festhielten, um sich in die Diele zu ziehen. Da führte er mit einem Fischmesser einen scharfen Schlag nach dem einen Arm, daß draußen ein grimmiger Wehschrei unterdrückt wurde. Dann war alles still, nur die aufkommende Flut rauschte und quirlte über den Sand.

Am nächsten Morgen hatte der Potter den linken Unterarm verbunden. Er ging ins Heu wie die anderen, antwortete, wenn man ihn nach der Wunde fragte, er sei beim Dengeln abgerutscht und in die eigene Sense gefahren. Manche glaubten das. Aber Berta sah ihn nicht mehr an und stellte ihm mittags sein Essen hin wie einem räudigen Hund. — —

Acht Wochen vergingen, und die Mäher kamen wieder nach Hooge, aber den Potter brachten sie nicht mit. Damals war der junge Heinrich Hansen, der jahrlang auf einem Kaffee-Segler nach Mittelamerika fuhr, auf Urlaub zu Hause. Und es wurde wieder gestohlen. —

„Wir fangen ihn!“ sagte Berta voll seltsam glühenden Eifers, und Vater und Bruder mußten Wache stehen. Erst in der dritten Nacht fingen sie den Dieb wirklich, einen Jungknecht, an den niemand gedacht hatte. Peter Hansen gerbte ihm das Fell und sperrte ihn in die Gerätekammer.

Am nächsten Morgen kam Berta allein an die Tür des Verschlages. „Hör' mal, Knecht“, rief sie hinein, „in zehn Minuten fährt mein Bruder Heinrich nach Husum hinüber. Wenn du mir jetzt die Wahrheit sagst, darfst du mitfahren. Hörst du, ich lasse dich heraus — wenn du mir die Wahrheit sagst!“ Da rief drinnen eine dünne Stimme: „Ja!“ — „Hast du uns in der Heumahd schon bestohlen?“ drang Berta gespannt in ihn, „aber überlege dir, was du sagst; wenn du lügst, bleibst du hier, bis dich der Landjäger nach Husum holt!“ Eine Weile war es still, dann sagte die zaghafte Stimme noch einmal: „Ja!“ Da fiel Berta eine schwere Last vom Herzen. Sie öffnete das Tor und ließ den Knecht heraus. Doch hielt sie ihn, als er vorbeiwischen wollte, noch einen Augenblick am Rock fest. Er gehorchte. „Ich habe einen Brief für den — Potter“, — und sie wurde über und über rot und zögerte weiter zu sprechen — „wirst du — wirst du ihn auch richtig — abgeben?“ — Da sagte er zum dritten Male: „Ja!“, frei und deutlich, barg schnell den Brief und lief die Werft nach Knudshörn zu hinab, wo Hinrichs Boot lag. Aber Berta eilte nach kurzer Überlegung in den frischen Morgenwind hinaus, und indem sie beide Hände an den Mund legte, rief sie hinter dem Laufenden her: „In vierzehn Tagen ist Markt in Husum. Wenn du den Brief richtig besorgt hast, kannst du dir beim Wirt Udo Detleffen fünf Mark abholen . . .!“

Hat der Jungknecht diese Worte nicht richtig verstanden? Er hat den Brief an seine Anschrift besorgt, denn schon eine Woche später hielt Berta glückstrahlend ein krickeliges und krummzeiliges Schreiben in ihren Händen. Doch das Fünfmarkstück, das sie bei Udo Detleffen hinterlegt hat, ist merkwürdigerweise nicht abgeholt worden.



Bunte Chronik



Eine Mondsüchtige auf den Dächern von London.

Die fünfzehnjährige Tochter eines Londoner Bankangestellten, Jassika Chait, leidet unter häufigen Anfällen der Mondsucht. Verschiedene Nervenärzte und Psychoanalytiker waren vergeblich bemüht, das Mädchen von der gefährlichen Manie zu befreien. Vor einiger Zeit verschwand Jassika aus der Wohnung. Sie wurde zwei Tage später auf dem Dach eines siebenstöckigen Hochhauses schlafend aufgefunden. Die Nachtwanderungen der jungen Somnambule setzten sich trotz aller Vorsichtsmaßnahmen fort. Das Mädchen verstand es immer, einen passenden Augenblick auszunutzen, um aus dem Elternhause auszureißen und sich auf eine gefährliche Tour über die Dächer der Hauptstadt zu begeben. Zurzeit wird Jassika von der Londoner Polizei gesucht. Seit fünf Tagen ist das Mädchen verschollen.

Der Camembert muß über Bord!

Nicht umsonst hat man der braven französischen Bauersfrau, der die Menschheit den Camembert-Käse verdankt, vor einigen Jahren in ihrem Heimatsorte ein Denkmal gesetzt. Feinschmecker, die es wissen müssen, rühmen den Camembert als den König der Käse, vor allem, wenn er reif und gut entwickelt, mithin schön „durch“ ist. Und der Camembert, von dem kürzlich ein Dampfer eine ganze Schiffsladung voll nach Vera Cruz brachte, um den in Mexiko ausgegangenen edlen Käse zu ersetzen, war „durch“, so „durch“, daß er geradezu gen Himmel stank. Einen echten Camembertfreund wird dies nicht stören; aber der Inspektor für das Gesundheitswesen in Vera Cruz gehört offenbar nicht zu den Käsekennern. Als dieser hohe Herr seinen üblichen Rundgang durch den Hafen machte, schnüffelte er plötzlich in die Luft; ein höchst durchdringender, unangenehmer Geruch war ihm in die Nase gestiegen. „Woher kommt dieser geradezu widerliche Gestank?“ erkundigte sich der Gesundheitsmann. Man zeigte auf das Schiff mit einigen hundert Tonnen Camembert. „Die Ladung ist verdorben und für menschlichen Genuß ungeeignet, daher auf der Stelle über Bord zu werfen, ehe hier womöglich eine Epidemie ausbricht“, ordnete der Herr Inspektor an, ohne sich überhaupt näher nach der Art besagter Ladung zu erkundigen. Und obgleich man ihn fast kniefällig bat und ihm die wahre Natur des Camembert begreiflich zu machen versuchte, der Inspektor ließ sich nicht erweichen, und eine Kiste mit dem guten Käse nach der anderen wanderten über die Schiffswand hinab in die Tiefe.



Lustige Ecke



Gut genug.



Kunsthändler: „Für die Echtheit des Gemäldes kann ich allerdings nicht garantieren!“

Käufer: „Das ist auch vollständig schnuppe, lieber Herr. Ich will es dem Kunstmuseum schenken.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.